

Stefan Burmeister

## Lost in Thought

Besprechung zu:

**Bjørnar Olsen/Michael Shanks/Timothy Webmoor/Christopher Witmore, Archaeology. The Discipline of Things. Berkeley u. a.: University of California Press 2012. ix und 255 Seiten. 26 Abbildungen. Softcover. ISBN 978-0-520-27417-4.**

&

**Ian Hodder, Entangled. An Archaeology of the Relationship between Humans and Things. Chichester: Wiley-Blackwell 2012. xii und 252 Seiten. 26 Abbildungen. Softcover. ISBN 978-0-470-67212-9.**

Für die diversen Archäologien liefern die materiellen Hinterlassenschaften wie im Falle der Prähistorischen Archäologie die einzige, für jene, die auf Schriftzeugnisse zugreifen können, zumindest aber eine zentrale Quellenbasis zur Untersuchung vergangener Gesellschaften. Das ›Auslesen‹ von Funden und Befunden gehört zum wissenschaftlichen Selbstverständnis dieser Disziplinen. Von daher ist das Methodenrepertoire der Archäologien insbesondere auf die Erschließung und Untersuchung der Materiellen Kultur ausgelegt. Seit ihren Anfängen bilden für die einzelnen archäologischen Disziplinen »Dinge« Ausgangs- und Bezugspunkt für die wissenschaftliche Tätigkeit; seit jeher beschäftigt man sich intensiv mit Dingen. Die letzten geisteswissenschaftlichen Wendemanöver des *material turn* bzw. des *practical turn*, die beide weitgehend als synonym verstanden werden, könnte man folglich in den Archäologien mit Genugtuung und Gelassenheit zur Kenntnis nehmen – oder, wie es ein Blick in die Weiten der Disziplinen anscheinend zu erkennen gibt, mit weitgehender Nichtbeachtung.

Ausgehend von der Wissenschafts- und Technikforschung (*Science and Technology Studies, STS*) wird im weiteren Feld der Kultur- und Sozialwissenschaften ein radikaler Paradigmenwechsel vollzogen, der seit einigen Jahren vornehmlich auch in der englischsprachigen archäologischen Theoriegemeinde aufgegriffen wird. Für erste deutschsprachige Arbeiten sei an dieser Stelle auf zwei Publikationen in einem früheren Jahrgang der EAZ hingewiesen (K. P. Hofmann/St. Schreiber, Mit Lanzetten durch den *practical turn*. Zum Wechselspiel zwischen Mensch und Ding aus archäologischer Perspektive. EAZ 52/2, 2011, 163–187; Ph. W. Stockhammer, Von der Postmoderne zum *practice turn*: Ein neues Verständnis des Mensch-Ding-Verhältnisses in der Archäologie. EAZ 52/2, 2011, 188–214). In dem Mensch-Ding-Verhältnis bekommen die Dinge

einen neuen Stellenwert. Wurden sie bislang nur als Medium menschlicher Handlungen betrachtet, sollen sie nun als Ding-für-sich in den Fokus unserer Betrachtungen gestellt werden. In der Konsequenz des *material* bzw. *practical turn* werden Dinge selbst zu Handlungsträgern. Da wir in den archäologischen Quellen in erster Linie mit Dingen konfrontiert sind, der Mensch selbst allenfalls in seinen biotischen Überresten erhalten ist, ansonsten direkt jedoch nicht auftritt, kann ein auf die materielle Welt gerichteter Fokus für die Archäologien von besonderem Interesse sein. Von daher verdienen zwei Publikationen, die aus den Hochöfen der anglo-amerikanischen Theoriedebatte stammen und sich dem neuen Dingbezug innerhalb der Archäologie widmen, prinzipiell unsere Aufmerksamkeit. Das Autorenquartett Bjørnar Olsen, Michael Shanks, Timothy Webmoor und Christopher Witmore sowie Ian Hodder haben jeweils ein Buch vorgelegt, in dem sie die Archäologie als wissenschaftliche Disziplin neu justieren wollen.

Bereits der Titel des Buches von Olsen et al. formuliert einen umfassenden Anspruch, indem er *die* Archäologie als Disziplin der Dinge adressiert. Die verwendeten Fallbeispiele entstammen der Prähistorischen, Mesoamerikanischen und Klassischen Archäologie – und sie hätten genauso gut aus anderen Archäologien entnommen werden können. In ihrem Vorwort schreiben die Autoren, dass sie mit dem Buch – an dem sie gemeinsam an die zehn Jahre gearbeitet haben – Archäologen eine Anleitung an die Hand geben wollten, zu den Dingen zurückzukehren (S. vii). Doch allzu große Erwartungen werden im folgenden Einführungskapitel gleich wieder zunichte gemacht: Das Buch biete nur eine Reihe von Schnappschüssen (S. 1) und verfolge auch nicht das Ziel, dem Fach eine einheitliche Theorie an die Hand zu geben. Die Vielfalt sei eine Stärke, allein die Dinge als verbindendes Element stünden im gemeinsamen Fokus (S. 6).

Das Buch basiert auf zwei zentralen Konzepten, die im Einführungskapitel kurz angerissen werden: ein neuer Dingbezug und die so genannte Symmetrische Archäologie. Beides ist eng miteinander verzahnt und stellt einen radikalen Bruch mit bisherigen Vorstellungen innerhalb der Archäologie dar. Dinge sollen um ihrer selbst Willen betrachtet werden. Wir sehen Artefakte als Werkzeug, als Symbol, immer jedoch als Medium menschlicher Intentionen und Handlungen. Das berühmte Wort Robert Braidwoods vom »Indian behind the artifact« apostrophiert sinnbildlich die Ausrichtung des Suchers und den Zielpunkt unserer Betrachtungen: Es geht um den Menschen, den wir versuchen, durch die von ihm produzierten und verwendeten Gegenstände auszuleuchten. In einem früheren Beitrag hatte Olsen (B. Olsen, *Material Culture after Text: Remembering Things*. *Norwegian Arch. Rev.* 36, 2003, 87–104) bereits deutlich pointierter als im vorliegenden Buch auf die Medialität der Materiellen Kultur in der prozessualen und post-prozessualen Archäologie hingewiesen. Wir suchten die den Menschen behausende Gesellschaft, würden dabei jedoch verkennen – so der Vorwurf –, dass die Dinge Teil dieser Gesellschaft seien. Es werde ausgeblendet, dass menschliche Gesellschaft ohne die materielle Welt nicht existiert. Dinge wirken aufeinander und wirken auf den Menschen – folglich müssten sie um ihrer selbst Willen betrachtet werden. Als Untersuchungsgegenstand seien sie dem Menschen gleichrangig, epistemologisch ihm nicht untergeordnet. Menschen und Dinge befänden sich in einem symmetrischen Wirkungsverhältnis und müssten deshalb auch in ein nichthierarchisches, symmetrisches Betrachtungsverhältnis gesetzt werden. Dieser Gedanke wird durch das Buch hindurch

verfolgt – er wirkt sich nicht nur auf unseren Untersuchungsgegenstand aus, sondern bedingt auch die Konstitution der disziplinären Archäologie an sich.

Das erste thematische Kapitel liefert die obligatorische Eingangsanalyse eines Defizits, das eine Neufokussierung und den vorliegenden Ansatz rechtfertigt: Aktuell würden Dinge in den Gesellschafts- und Kulturwissenschaften weitgehend ausgeblendet. Dinge zögen ihre Spur durch die abendländische Geistesgeschichte, die die Autoren in ausgewählten Stationen von Kant bis Rilke, Benjamin und Heidegger nachzeichnen. Im Kant'schen Postulat des Dings-an-sich und der Unmöglichkeit, die materielle Welt direkt zu erfassen, machen sie die Ursache für die Ausgrenzung der Dinge jenseits unseres Betrachtungshorizontes fest. Mit der Begründung, dass wir erst durch unsere Sinne, Vorstellungen und Konzepte diese Welt erschließen, wird die Trennung von Subjekt und Objekt in die Welt gesetzt. Die Absage sämtlicher Möglichkeiten des unmittelbaren Zugriffs auf die Dinge und die Behauptung ihrer Mittelbarkeit fördern die prekäre Situation der materiellen Welt und wecken Zweifel an deren Wahrhaftigkeit. Der auf dem Kant'schen Postulat basierende Repräsentationismus verberge die Dinge hinter dem Schleier menschlicher Wahrnehmungen und Interessen und degradiere sie zum bloßen Objekt menschlicher Handlungen. Olsen et al. diagnostizieren eine gegenläufige Entwicklung: Die materielle Welt werde umso stärker aus dem Bewusstsein gedrängt, wie sich die Gesellschaft über die modernen technischen Auswüchse sorge. Diesem Befund ist in seiner Pauschalität nicht zuzustimmen; die äußerst lebendige Techniksoziologie und die *Material Culture Studies* sind dem entgegenzuhalten; sie sind sicherlich gleichfalls ein Produkt des diagnostizierten Entfremdungsprozesses. Diese Argumentation führt zwingend zu Bruno Latour und seinem einflussreichen Buch *Wir sind nie modern gewesen* (B. Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie* [Berlin 1995]). Auch Olsen et al. folgen Latour in seiner Analyse, dass die Differenzierung einer sozialen und einer materiellen Sphäre, die Gegenüberstellung von Mensch als sozialem Wesen und den Dingen zur Ausgrenzung der Dinge aus der Gesellschaft führe. Die Gegensatzpaare Mensch–Ding / Kultur–Natur seien künstlich geschaffen und ließen sich auch empirisch nicht begründen. Latour und andere Vertreter des *material turn* belegen dies mit einer Vielzahl anschaulicher Beispiele. Dinge ›bewegen‹ sich auf beiden Seiten der ontologischen Grenze und überschreiten sie fortlaufend. Bemerkenswert ist hier die Verdrängungsleistung der Sozialwissenschaften und die Verschleierung des Doppelcharakters der materiellen Welt.

Einen zentralen Ausgangspunkt des *practical turn* bildeten die Laborstudien der *Science and Technology Studies*. Diese zeigen, dass die technischen Bedingungen im Labor, die psychischen und sozialen Dispositionen der einzelnen Wissenschaftler sowie ihr Arbeitsumfeld in hohem Maße den Prozess der Erkenntnisproduktion bestimmen (siehe z.B. K. Knorr-Cetina, *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft* [Frankfurt am Main 1984]). Dieser Prozess folgt weniger den Regeln bestimmter methodischer Verfahrensweisen, sondern individuellen Entscheidungen und Selektionen, ausgerichtet an den Bedingungen des Labors und dem einzelnen Wissenschaftler. Wissen ist demnach das Ergebnis eines sozialen und technischen Konstruktionsprozesses. Auch wenn Olsen et al. keinen direkten Bezug auf diese Studien nehmen, folgen sie doch deren intellektuellen Programm. Im Gegensatz zu diesen analysieren sie jedoch nicht eine konkrete Forschungssituation *en detail*, sondern

reihen eine lose Folge verschiedener Einzelbeispiele aneinander. In einem forschungsgeschichtlichen Abriss zeigen sie, wie sich im 19. und frühen 20. Jahrhundert die Archäologie als wissenschaftliche Disziplin formierte. Nicht die Macher und Geistesgrößen in der Frühgeschichte des Faches oder die zeitgenössischen politischen und sozialen Rahmenbedingungen seien hier ursächlich zu nennen, sondern die Ausbildung eines eigenen Praxisfeldes in Museen und auf Ausgrabungen. Die räumlichen Bedingungen in den frühen Museen, die Vitrinen in den Sammlungen, die Arbeitsgeräte auf den Grabungen, die technischen Möglichkeiten der Dokumentation prägten die archäologische Praxis. Am Beispiel der noch jungen Fotografie zeigen die Autoren, wie diese die damalige Grabungsmethodik veränderte und – nach heutigen Maßstäben – disziplinierte. In den Kapiteln 3 bis 5 wird die Praxis der Archäologie als Zusammenkunft unterschiedlichster Akteure dargestellt. Der archäologische Forschungsprozess gestaltet sich in enger Verzahnung der materiellen Arbeitsbedingungen, Vertretern unterschiedlichster Interessengruppen und der Möglichkeiten der Dokumentation und Repräsentation archäologischer Funde und Befunde. Diese materialistische Perspektive überzeugt auf den ersten Blick, offenbart auf den zweiten jedoch zahlreiche blinde Flecken. Die vollständige Ausklammerung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen – etwa das ideologische Substrat zahlreicher Forschungen – und geistesgeschichtlicher Einflüsse – man denke hier z. B. an die Inspiration des Thomsen'schen Dreiperiodensystems durch die linnéische Taxonomie (siehe hierzu U. Veit, Archäologiegeschichte als Wissenschaftsgeschichte. Über Formen und Funktionen historischer Selbstvergewisserung in der Prähistorischen Archäologie. EAZ 52/1, 2011, 34–58) – missachtet entscheidende Aspekte archäologischer Realität. Ebenso ist die von Olsen et al. beschriebene Ausgrenzung der Laien aus dem Fach im 19. Jahrhundert und die Etablierung einer archäologischen Fachidentität ein sozialer Segregationsprozess.

Die Autoren lassen keinen Zweifel an ihrer Sicht, dass die Vergangenheit erst durch die archäologische Praxis erzeugt werde (z. B. S. 72). Vergangenheit im Ranke'schen Sinne »wie es eigentlich gewesen ist« werde immer hinter dem Horizont des Fassbaren bleiben; Vergangenheit ließe sich nur mittelbar, nur medial erschließen (S. 81). Damit wird Archäologie jedoch zu einer bloßen Form der Repräsentation. Über einen Transformationsprozess werden archäologische Befunde medial in den Wissensbestand überführt. Olsen et al. sezieren diesen technischen Prozess und beschreiben ihn als Form der Übersetzung. Unbeleuchtet bleibt dabei jedoch, aus welchen Quellen sich jenseits der technischen Vorgänge dieses Wissen speist.

Wie bereits bei den Laborstudien der STS geht es den Autoren vorrangig darum, die technischen Bedingungen der disziplinären Erkenntnisprozesse nachzuvollziehen. Sie greifen das Bild der *blackbox* auf, das für die Technikstudien Latours zentral ist – ohne hier jedoch auf diese zu verweisen. Latour (Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft [Frankfurt am Main 2002], 373) zufolge habe Technik die Tendenz, ihre Funktionsweise vor den Augen der Betrachter zu verbergen; und auch die archäologischen Verfahrensweisen verbergen sich in einer *blackbox* (S. 49). Vor allem filmische Dokumentationen böten heute die Möglichkeit, die Funktionsweise archäologischer Praxis aus der *blackbox* heraus ans Licht zu holen und zu analysieren. Die mediale Repräsentation spiegele zwar nicht die Vergangenheit, vermittele aber die Arbeitsweise der Archäologie und die Produktion von Vergangenheit.

Damit erteilen die Autoren jedem Anspruch eine Absage, substanzielle Aussagen über die Vergangenheit zu treffen. Indem sie, wie dargelegt, jeden direkten Zugriff auf die Vergangenheit zurückweisen und in Bezug auf Vergangenheit dem Repräsentationismus das Wort reden, sind sie wieder an der Seite Kants, den sie eingangs als geistigen Urheber für die Ausgrenzung der Dinge ausgemacht hatten – sie marginalisieren die Vergangenheit. Hier erzeugen Olsen et al. ein epistemologisches Spannungsfeld, das man sich, wenn nicht aufgelöst, so doch wenigstens reflektiert gewünscht hätte.

Der herausgearbeitete Transformationsprozess dinglicher Spuren aus der Vergangenheit in eine Vergegenwärtigung von Vergangenheit wird in der materialistischen Perspektive durch die Techniken der Repräsentation und Mediation archäologischer Dinge bestimmt (Kap. 6). Die Technik strukturiert somit maßgeblich unsere Vorstellungen von der Vergangenheit. Unbeleuchtet bleibt hierbei, dass archäologische Datenbanken mit ihren technischen Möglichkeiten zwar unsere Vergangenheitsarbeit figurieren, sie aber auf einen ideellen Input angewiesen sind. Die Frage der Kodierung einzelner Sachverhalte setzt vorhandene Konzepte zur Ordnung der Dinge voraus. Die archäologische Praxis befindet sich folglich im Wechselspiel technischer Anforderungen und vorstrukturierter Theorien über die Welt.

Archäologie sehen die Autoren als Teil unserer Erinnerungskultur, die die Vergangenheit aus der Gegenwart heraus erzeuge. In dieser zwingenden Konsequenz hatte Paul Valéry einst das Gedächtnis von der Vergangenheit abgelöst (siehe H. Weinrich, »Sans oubli on n'est que perroquet.« *Erinnern und Vergessen bei Paul Valéry*. In: J. Schmidt-Radefeldt [Hrsg.], Paul Valéry. Philosophie der Politik, Wissenschaft und Kultur [Tübingen 1999], 21–30). Auch andere Erinnerungstheoretiker wie Maurice Halbwachs argumentieren dafür, dass nicht die Vergangenheit als solche bewahrt wird, sondern nur das, »was die Gesellschaft in jeder Epoche mit ihrem jeweiligen Bezugsrahmen rekonstruieren kann« (M. Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen* [Frankfurt am Main 1985], 390). Die Perspektive von Olsen et al. zeigt hier deutliche Parallelen zu den Konzepten der in den letzten Jahrzehnten viel diskutierten Gedächtnistheorien; diese vermisst man jedoch in der Literaturliste.

Doch die Dinge sind widerständig, sie entziehen sich einer eindeutigen Repräsentation. Unterschiedliche Kontexte, neue Situationen, andere Zeiten – jedes Mal zeigt sich ein archäologischer Ort in einem anderen Licht; letztlich ließen sich die Dinge der Vergangenheit nicht eindeutig festlegen und auf einen spezifischen Zustand reduzieren. Gerade die neuen digitalen Medien gelten den Autoren als eine neue Form der Vergangenheitspflege, die zumindest demokratischer ist. Dass sich durch die damit verbundene Multiperspektivität grundsätzliche Verfahrensprobleme der Archäologie lösen ließen, ist jedoch nicht zu erkennen.

Ein Wesensmerkmal der dinglichen Widerständigkeit sei die zeitliche Tiefe, in der sich die Dinge bewegen (Kap. 7). Am Beispiel griechischer Orte, die von der Bronzezeit bis heute belebt sind, werde deutlich, wie verwoben die verschiedenen Nutzungsphasen sind. Die Vorvergangenheit greife in die Vergangenheit, die Vergangenheit in die Gegenwart ein. Hierbei handle es sich nicht um Archismen und ›Überlebsek‹, sondern um manifeste und wirkmächtige Präsenzen. Zeitkonzepte, die auf einer Abfolge von Ereignissen und Zuständen beruhen, würden zu kurz greifen. Und gerade hier, so

die Autoren, liege eine Stärke der Archäologie: die Komplexität von Zeit herauszuarbeiten (S. 137).

In den bisherigen Kapiteln befassten Olsen et al. sich mit den gegenwärtigen Dingen (technischen Hilfsmitteln und Verfahrensweisen im weitesten Sinne), die das Arbeitsfeld der Archäologie strukturieren. Dass Dinge die Arbeitsweise und – damit verbunden – die Erkenntnisse von Wissenschaft beeinflussen, zeigten die vielen Laborstudien der STS. Das bisher Gesagte ist folglich kaum ein originär archäologisches Phänomen, sondern ein allgemeines, nun für die Archäologie exemplifiziert. Greifen wir den Titel des Buches auf, so handelten die Ausführungen soweit über »Archaeology. The Discipline *with* Things«. Erst in Kap. 8 (von neun) erfolgt ein Perspektivwechsel, der nun die vergangenen Dinge selbst als Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung der Archäologie in den Blick nimmt. Am Beispiel neolithischer Megalithgräber argumentierten Shanks und Tilley 30 Jahre zuvor, dass diese Grabanlagen nicht die Sozialstruktur der jeweiligen Gesellschaften widerspiegeln, sondern als Mittel fungierten, die soziale Ordnung zu reproduzieren und zu legitimieren (M. Shanks/Ch. Tilley, *Ideology, Symbolic Power and Ritual Communication: A Reinterpretation of Neolithic Mortuary Practices*. In: I. Hodder [Hrsg.], *Symbolic and Structural Archaeology* [Cambridge 1982], 129–154). Damit vollzogen sie seinerzeit die Wende vom Prozessualismus zum Post-Prozessualismus. Anhand des gleichen Fallbeispiels vollzieht der vorliegende Text einen weiteren Perspektivwechsel. Der Fokus liegt nun auf der Ko-Existenz des Menschen mit einer Vielzahl neuer Gerätschaften, Pflanzen und Tieren sowie der Lebens- und Wirtschaftsweise. Es ist nun nicht mehr eine zugrundliegende Ideologie, die in die Bestattungsrituale eingreift, sondern die veränderte Alltagspraxis, mit der die Menschen zu Beginn des Neolithikums konfrontiert sind. Das ausgiebig diskutierte Beispiel eines griechischen Parfümfläschchens basiert ebenfalls auf einem älteren Artikel von Michael Shanks (*Style and the Design of a Perfume Jar from an Archaic Greek City State*. *Journal European Arch.* 1, 1993, 77–106). Wurden dort noch die Fläschchen als Ausdruck heroischer Ideologie und maskuliner Ordnung thematisiert, verlagert sich 2012 wie bereits bei den Megalithgräbern der Fokus. Im Vordergrund steht nun der Gedanke der *assemblage*, in der die unterschiedlichsten Identitäten, Tauschbeziehungen und Handlungskontexte zusammenkommen. Olsen et al. kommen zu dem Schluss, dass diese Gefäße nicht das Produkt der frühen griechischen Stadtstaaten seien – sie drehen die Wirkrichtung um: Die Gefäße seien Ausdruck einer kollektiven kulturellen Praxis, welche erst die Stadtstaaten hervorbrachte.

Aus der *fallacy of representation* von 1993 wurde 2012 die *fallacy of expression*. Ein Gegenstand könne nicht mehr als Ausdruck der Intentionen des Herstellers oder anderer externer Wirkmächte wie Ideologien und ökonomische Zwänge gesehen werden, sondern sei immer das Ergebnis des Zusammenspiels verschiedener Dinge mit ihren spezifischen Qualitäten und unterschiedlichsten Produzenten und Nutzern. In der materialistischen Perspektive brauche man nicht nach Intentionen und Ideologien zu fragen, die würden sich in den Dingen und der kulturellen Praxis materialisieren. Die Autoren betonen, dass es gerade der Archäologie möglich sei, die den Dingen und der Praxis unterliegende Logik zu erkennen (S. 168). Die gegebenen Beispiele lassen Leserinnen und Leser jedoch in weiten Teilen mit Unbehagen und Unverständnis zurück.

In ihrem letzten Kapitel ziehen Olsen et al. die Konsequenzen aus ihren Betrachtungen und fordern eine neue Ethik, die die Dinge um ihrer selbst Willen betrachtet und schützt. Gerade im Hinblick auf den praktischen Kulturgüterschutz, den sie konkret ansprechen, bleiben ihre Forderungen jedoch wiederum vage. Es wird nicht deutlich, wie sich der Schutz von Kulturgut, der die Dinge um ihrer selbst Willen bewahren will, von jenem unterscheidet, der nach dem Nutzen für die Menschen fragt. Bemerkenswert ist eine letzte Lehre, die die Autoren aus ihren Ausführungen meinen ziehen zu müssen. Archäologische Theorie entlehne ihre Konzepte aus Disziplinen, in denen die Dinge nur marginale Bedeutung haben. Solche Theorieangebote seien für die Archäologie nicht weiterführend; zudem seien die Methoden, Konzepte und Begrifflichkeiten der Archäologie vollkommen ausreichend, die Untersuchungen und Erkenntniswege der Archäologie zu leiten (S. 208). Damit erklären sie die Archäologie epistemologisch für selbstgenügsam und erteilen der Theoriebildung im weiteren gesellschaftswissenschaftlichen Rahmen weitgehend eine Absage. Dies ist umso erstaunlicher, als doch gerade auch der von den Autoren propagierte *material turn* von außen induziert wurde.

Das Buch von Olsen et al. ist schwer verdaulich, nicht zuletzt aufgrund der sehr abstrakten und vagen Argumentation. Wie die Autoren in ihrer Einführung selbst angeben, ist es ihr Ziel, Archäologie zu verstehen (S. 11). Das Praxisfeld der Archäologie wird in vielen Facetten dargelegt; ihre materialistische Perspektive zeigt eindrücklich, dass das Wissbare an das Machbare geknüpft ist. Hier liegt sicherlich die Stärke des Buches. Sein Titel ist jedoch irreführend. Wie oben bereits dargelegt, geht es den Autoren in erster Linie nicht um Archäologie als die Disziplin *der* Dinge, sondern um Archäologie als Disziplin *mit* Dingen. Ihr Studienobjekt ist die Archäologie als Wissenschaft und nicht die Vergangenheit, die mit Hilfe der Archäologie zu erforschen ist. Die disziplinäre Besonderheit der Archäologie mit ihren dinglichen Quellen und den sich daraus ergebenden Implikationen des Erkenntnisprozesses wird weitgehend ausgeblendet. Wessen Erwartungen durch den Buchtitel geweckt wurden und wer neue Einsichten erhofft, wird enttäuscht. Dass die materialistische Perspektive ein größeres Erklärungspotenzial hat als andere Ansätze, vermag zumindest bei den wenigen gegebenen archäologischen Beispielen nicht zu überzeugen. Dies liegt nicht zuletzt auch daran, dass die Autoren zahlreichen Ballast von ihnen wortreich zurückgewiesener Konzepte weiter mit sich herumtragen. Gerade das Beispiel der griechischen Parfümfläschchen wurzelt stark in post-prozessualen Repräsentationskonzepten. Unklar bleibt, wie denn das Verhältnis von Mensch und Ding zu sehen ist. Mehrfach benutzen die Autoren das Bild der Prothese (zusätzlich zu den Angaben im Index z. B. S. 113; 191), die die Dinge für den Menschen darstellen. Das konterkariert die eingeforderte Betrachtung der Dinge-für-sich und nähert sich Arnold Gehlens Vorstellung des Menschen als Mängelwesen an, das Technik als Prothese für fehlende Handlungs- und Sinnesorgane einsetze (A. Gehlen, *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt* [Berlin 1940], 77 f.). Hier verlieren die Dinge ihre postulierte Autonomie – der Bezug auf das Cyborg-Konzept der Mensch-Ding-Mischwesen löst diesen Widerspruch nicht auf. Auf ähnliche Inkonsistenzen innerhalb der Konzepte des *material turn* hat bereits Niels Johannsen (*Archaeology and the Inanimate Agency Proposition: A Critique and a Suggestion*. In: N. Johannsen/M. Jessen/H. J. Jensen [Hrsg.], *Excavating the Mind: Cross-Sections through Culture, Cognition and Materiality* [Århus 2012], 305–347) hingewiesen.

Das zweite hier zu besprechende Buch wurde von Ian Hodder verfasst und hat ebenso wie das oben rezensierte seinen Ausgangspunkt an der Stanford University, Kalifornien. Auch *Entangled* versteht sich als neuer Ansatz, die Dinge in den Fokus der archäologischen Betrachtung zu ziehen. Während sich Olsen et al. vornehmlich damit befassen, wie wir uns über Dinge die Vergangenheit aneignen – die Autoren somit letztlich gegenwartszentriert sind –, ist Hodders Erkenntnisinteresse in erster Linie vergangenheitsbezogen. Er liefert nicht wie die vorgenannten einen wissenschaftsgeschichtlichen, sondern einen kulturgeschichtlichen Beitrag, der unser Verständnis vergangener Gesellschaften vertiefen soll. In seinem einleitenden Kapitel macht Hodder deutlich, dass dieses tiefere Verständnis nur über eine stärkere Zentrierung unserer Betrachtungen auf die Dinge zu erreichen ist. Er lotet das Betrachtungsfeld aus, indem er wesentliche Charakteristika von Dingen vorab identifiziert: Dinge ständen und funktionierten immer nur im Kontext anderer Dinge; Dinge veränderten sich, seien instabil – nicht zuletzt durch Verschleiß und natürlichen Zerfall –; sie seien zeitlich, kämen sie doch aus der Vergangenheit und wirkten in die Zukunft (ein ähnlicher Gedanke findet sich auch bei Olsen et al., s. o.); Dinge würden vielfach aus unserer Wahrnehmung ausgeblendet und meist erst in ihrer Funktionsweise registriert, wenn sie eben nicht mehr funktionieren. Diese Wesensmerkmale strukturieren eine Reihe von Ding-Beziehungen, die in den folgenden Kapiteln des Buches näher betrachtet werden: das Abhängigkeitsverhältnis der Menschen zu den Dingen (Kap. 2); das Abhängigkeitsverhältnis der Dinge zu anderen Dingen (Kap. 3); das Abhängigkeitsverhältnis der Dinge zu den Menschen (Kap. 4).

Für die Analyse dieser gegenseitigen Abhängigkeiten unterscheidet Hodder zwei verschiedene Formen der Wirkbeziehung: *dependence* und *dependency* (S. 17 f.). Während ersteres die Ermöglichung einer Handlung oder eines Gebrauchs bezeichne, verweise letzteres auf einen limitierenden Charakter. Mit diesen nur unzureichend ins Deutsche zu übersetzenden Begriffen sind die beiden Faktoren umrissen, die unsere Dingnutzung bestimmen. Es ist hier kaum einsichtig, warum Hodder seiner Vorstellung von »dependence« dem im Materialitätsdiskurs etablierten Begriff der Affordanz (engl. *affordance*) den Vorzug gibt (vgl. J. J. Gibson, *Wahrnehmung und Umwelt. Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung* [München 1982]; A. Chemero, *An Outline of a Theory of Affordances. Ecological Psychology* 15, 2003, 181–195) – ein größeres Erklärungspotenzial ist für seine Vorstellung jedenfalls nicht zu erkennen (siehe auch S. 48 ff.). Eine Entsprechung von »Dependency« findet sich in dem von Hans Peter Hahn (*Vom Eigensinn der Dinge. Bayerisches Jahrb. Volkskde.* 2013, 13–22) entwickelten Konzept des »Eigensinns« der Dinge.

Aus den drei oben bezeichneten Abhängigkeitsverhältnissen ergeben sich für Hodder weitreichende Implikationen. Die Abhängigkeit des Menschen von Dingen sei derart umfassend, dass sich letztlich Gesellschaft erst durch Dinge realisiere. Einem Gedanken von Matthew Johnson folgend, erzeugten nicht nur Menschen Dinge, sondern auch Dinge Menschen. Auch Dinge selbst seien in ein vielfältiges Geflecht von Abhängigkeiten eingebunden. Mit zunehmender technischer Komplexität würden Dinge von anderen Dingen abhängen (Kap. 3). Was sich in einer Abfolge technischer Prozesse (*chaîne opératoire*) oder in Handlungsfolgen (*behavioral chain*) ausdrücke, basiere auf unterschiedlichen Technologien und Fertigkeiten, die in der Regel wiederum auf



Dingen basieren. Ebenso seien viele Dinge meist Kompositstechnologien, in denen die einzelnen Teile nur im Verbund mit anderen zu handhaben sind. Von daher funktionieren die einzelnen Dinge auch nur durch die anderen in einem technischen System notwendigen Teile und die daraus resultierenden Handlungsfolgen. Dinge würden darüber hinaus vom Menschen abhängen, der sie herstellen, warten und reparieren muss (Kap. 4). Dieser Umstand ziehe den Menschen jedoch tiefer in sein Abhängigkeitsverhältnis zu den Dingen hinein, zwingt ihn zu einer Vielzahl an Maßnahmen, die er durchführen müsse, um die Dinge zu nutzen. Das Abhängigkeitsverhältnis ist somit umkehrbar. Dies zu erkennen – und Hodder sieht es durchaus – verlangt jedoch einen Perspektivwechsel, den der Autor allerdings ausdrücklich nicht vollziehen will: Die Dinge nämlich nicht für sich, sondern für den Menschen zu sehen. Den Dingen – will man sie nicht beseelen – kann es eigentlich egal sein, ob der Mensch sie repariert; nicht jedoch dem Menschen, der sie für seine Zwecke wiederherstellen muss. Hier schleicht sich die kritisierte anthropozentrische Sichtweise ein.

Es ist ebenfalls bezeichnend, dass Hodder das Mensch-Mensch-Abhängigkeitsverhältnis weitgehend ausklammert (S. 88; 211). Gesellschaft realisiert sich eben doch nicht nur über Dinge, sondern auch über Normen und Regeln, über ideelle Werte. Herrschaft wird über vielfältige Formen indirekter Gewalt ausgeübt; gegenständliche Zwangsmittel sind in vielen Fällen eher die Ausnahme. Auch wenn die über Dinge ausgeübte offene Gewalt (z. B. Waffengewalt) die Ultima Ratio der Herrschaftssicherung ist, wird jede gesellschaftliche Analyse zu kurz greifen, wenn sie die ideellen Mechanismen zur Stabilisierung von Herrschaft ausklammert (siehe hierzu sehr reduktionistisch S. 213 ff.).

Die verschiedenen Wirkbeziehungen und Abhängigkeiten machen das aus, was Hodder *Entanglement* nennt: eine Verflechtung, die die unterschiedlichsten Dinge und Nutzer dieser Dinge in ein gemeinsames Beziehungsgefüge einbindet (Kap. 5). Es handelt sich hierbei in Abgrenzung zu der Akteur-Netzwerk-Theorie ausdrücklich nicht um Interaktionen von Akteuren und diese Akteure einspannende Netzwerke. Im Vordergrund stehen hier die Abhängigkeiten zwischen den gemeinsam verwobenen Menschen und Dingen, die sich aus deren Affordanz und Eigensinn ergeben. Hodders Beispiele zur Veranschaulichung seines Konzeptes sind meist banal, machen das Prinzip jedoch deutlich; etwa das Beispiel der Operation Barbarossa: mangelhafte Ausrüstung, die dem russischen Winter nicht gewachsen war (S. 94 f.). Wer mit falscher Kleidung im Winter friert, wird sich darüber kaum wundern dürfen – und auch eine Atlantiküberquerung auf einer Luftmatratze dürfte zum Scheitern verurteilt sein. Doch gerade das Beispiel des deutschen Überfalls auf Russland macht das Problem des Entanglement-Konzeptes offenkundig. Die mangelhafte Ausrüstung der Wehrmacht erklärt zwar die praktische Seite des Scheiterns; dass die Allmachtsphantasien und Überlegenheitsideologie im nationalsozialistischen Deutschland letztlich in diesen unzureichend vorbereiteten Überfall führten, bleibt jedoch unerklärt. Die ideellen Aspekte von Handlungen werden hier systematisch ausgeblendet; im Fokus steht das Offensichtliche. Weitere Beispiele Hodders ließen sich hier anschließen.

Einen Vulgärmaterialismus kann man Hodder hingegen nicht unterstellen. Am Beispiel von Musik führt er aus, dass spezifische Bedeutungen auf andere Bereiche übertragen werden (Kap. 6), Musik etwa mit bestimmten Bedeutungen assoziiert wird und

diese wiederum an anderer Stelle wirksam werden. Dies funktioniert ausschließlich in einem zeitspezifischen Kontext. In einem Wirkungsdreieck verbindet Hodder Affordanz, Resonanz und Abstraktion. Kulturelle Konnotationen und die Affordanz eines Dings erlauben eine zusätzliche Bedeutungsaufladung; über Abstraktion kann diese auf andere Dinge im weitesten Sinne übertragen werden. Dies funktioniert durch die ›Resonanz‹, die das bedeutungsgebende Ding auf den Menschen ausübt. Im Falle der Musik lässt sich das u. a. neurowissenschaftlich herleiten, denn hier ist die Resonanz nicht nur eine Metapher. Für sein archäologisches Fallbeispiel der Enthauptung von Menschen und Tieren und dem damit verbundenen Schädelkult ist das nicht nachvollziehbar (S. 132 ff.): Über körperliche Resonanz (›bodily resonance‹) soll die Praxis vom Umgang mit menschlichen Schädeln auf tierische übertragen worden sein. Die Vorstellung einer Resonanz bleibt hier vage.

Die durch *Entanglement* geknüpften Verflechtungen haben, wie Hodder bereits in Kap. 5 deutlich macht, eine zeitliche Tiefe (S. 98 ff.). Sie bildeten Systeme, die zum einen auf Anpassung seiner Bestandteile und Optimierung drängten (Kap. 7), zum anderen aber durchaus instabil seien (Kap. 8), weswegen ihnen Veränderungen inhärent seien. In den abschließenden Kap. 9 und 10 überführt Hodder seine Betrachtungen in ein allgemeines Geschichtsbild. Ausgehend von seinem Fallbeispiel Çatalhöyük stellt er eine Parallelität zivilisatorischer Entwicklungen fest (S. 200 ff.). Diese Prozesse unterlägen nicht allgemeinen Triebkräften (*prime movers*), sondern folgten der Eigenlogik der straff gespannten Netze, in die die Dinge und Menschen eingewoben sind. Mit zunehmendem Grad der Verflechtung würden diese Systeme komplexer, die gegenseitigen Abhängigkeiten umfassender und der Prozess des *Entanglements* irreversibel (S. 216 ff.). Der handelnde Mensch realisiere zwar Affordanzen und reagiere auf den Eigensinn der Dinge und des Gesamtsystems, dennoch hat man den Eindruck, dass er in diesem System letztlich ein Spielball der systemischen Eigenlogik ist. So käme es vorrangig den Dingen zu, Gesellschaft zu erzeugen (S. 165). Auf der großen Bühne gesellschaftlicher Prozesse scheint der Mensch bei Hodder kein überzeugender Akteur zu sein, was ja bereits schon bei der Identifizierung der wesentlichen Abhängigkeiten deutlich wurde (s. o.). Da der Mensch nicht die treibende Kraft der gesellschaftlichen Entwicklung ist, ist dieser Prozess auch nicht intentionell gesteuert (S. 203); laut Hodder ist er ebenso wenig teleologisch bestimmt (S. 167 f.; 204). Dennoch lässt sich der Determinismus innerhalb der von ihm skizzierten Prozesse auch nicht übersehen (siehe hierzu S. Pollock et al., *Entangled Discussions: Talking with Ian Hodder About His Book Entangled*, Berlin, 14. December 2013. *Forum Kritische Archäologie* 3, 2014, 151–161; sowie die Replik: I. Hodder, *Dis-Entangling Entanglement: A Response to my Critics*. *Forum Kritische Archäologie* 3, 2014, 162–170).

Die zur Veranschaulichung von Hodders Vorstellungen herangezogenen Beispiele entstammen vielfach der Alltagserfahrung, nicht zuletzt der des Autors, und sind oft sehr trivial; die archäologischen Fallbeispiele – meist aus Hodders eigenem Forschungsfeld Çatalhöyük – sind dagegen mit ihren vielen Unbekannten meist komplexer und weniger zwingend. Dennoch bietet das Buch zahlreiche Einsichten, die oft kaum neu, in ihrer Radikalität jedoch sehr erhellend sind. Deutlich ist die vielfach zu beobachtende Diskrepanz zwischen der komplexen theoretischen Diskussion und den mitunter simplifizierenden praktischen Beispielen. Die elektronische Armbanduhr hat zweifelsohne

einen erheblichen Disziplinierungscharakter und zwingt den Menschen in tiefgreifende Abhängigkeiten – sicherlich tiefgreifendere als gelegentlich die Batterie auszutauschen oder das Armband zu wechseln (S. 98). Sinnbildlich ist Hodders starke Hinwendung zur Archäometrie für die Untersuchung der physikalischen Bedingungen des Eigensinns der materiellen Dinge. Und wenn er betont, dass sich mit zunehmender Komplexität des Dings der Grad des *Entanglements* erhöht (S. 107), so mutet diese Beobachtung z. T. oberflächlich an. Eine Promotionsurkunde z. B. ist ein wenig komplexes Ding, deren Verleihung jedoch ein hohes Maß an *Entanglement* erfordert. Solche Fehleinschätzungen mögen daraus resultieren, dass Mensch-Mensch-Abhängigkeiten, wie oben bereits kritisiert, systematisch ausgeklammert werden. Hier wirkt sich die Ding-Zentriertheit erkenntnishemmend aus.

Die beiden hier besprochenen Bücher von Olsen et al. und Hodder sind nicht als Einführungslektüre in den aktuellen Materialitätsdiskurs zu empfehlen; in jedem Falle aber bereichern sie diese Diskussion und fügen ihr neue Facetten hinzu. Beide Bücher stehen dafür, das Fach Archäologie und dessen Forschungen neu zu denken. Die Autoren lösen mit ihren Konzepten die traditionellen disziplinären Denkmuster auf und vermitteln in ihrer Hinwendung zur Welt der Dinge neue theoretische Einsichten zur Wirkmächtigkeit unserer materiellen Mitwelt. Die praktischen Forschungsergebnisse und neuen Erkenntnisse bezüglich vergangener Gesellschaften bleiben jedoch noch recht blass. Hier wird die weitere Diskussion nicht nur das erkenntnistheoretische, sondern auch das forschungspraktische Potenzial des *material turn* unter Beweis stellen müssen.

Etliche Erklärungen bleiben die hier rezensierten Autoren, aber auch andere des Materialitätsdiskurses schuldig. So will Hodder die Mensch-Ding-Beziehung aus der Perspektive der Dinge betrachten (Hodder, S. 10). Hier fragt man sich, wie er als analysierendes Subjekt die Perspektive der Dinge einnehmen will. Olsen et al. gehen in eine ähnliche Richtung, wenn sie sich aussprechen für ein »need for an ethics embracing things in their own being« (Olsen et al., S. 203). Auch das erfordert eine emische Sichtweise. Es ist schon schwer genug, eine Binnensicht fremder Kulturen einzunehmen; wie das im Falle dinglicher Existenzen geschehen soll, ist gänzlich offen – und damit bloße Phrase.

In der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) ist eine solche emische Perspektive ebenfalls integraler Bestandteil. Das zentrale Motto der Protagonisten des *material turn* lautet »follow the actors« (B. Latour, Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie [Frankfurt am Main 2007], 28). Damit versucht ANT ihr Credo eines symmetrischen Forschungsansatzes zu realisieren: ohne theoretische Vorannahmen Handlungssituationen zu analysieren. Voraussetzung dafür ist der Verzicht auf eine Vorab-Festlegung, wer handelt und wer nicht. In diesem Sinne sind Menschen – im herkömmlichen Sinne die Handlungssubjekte – und Dinge – im herkömmlichen Sinne die Handlungsobjekte – gleichzubehandeln, sprich in ein nicht-hierarchisches, symmetrisches Betrachtungsverhältnis zu setzen. Die Unmöglichkeit einer solchen, theoriefreien Betrachtungssituation ist vielfach dargestellt worden (z. B. K. R. Popper, Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf [Hamburg 1984], 72 f.).

So wenig der Betrachtungsmodus reflektiert wird, so unklar ist auch der Betrachtungsrahmen. ANT wie auch Olsen et al. und Hodder denken in Netzwerken. Die

Handlungen der Akteure bestehen aus Aktion und Reaktion auf andere Akteure, mit denen sie in ein gemeinsames Handlungs- und Wirkungsnetz eingebunden sind. Die Aktionen sind nur in diesem Zusammenspiel zu verstehen. Doch wie umfassend und weitreichend ist dieses Netz? Und kann der außenstehende, aber auf Binnensicht drängende Beobachter überhaupt alle Akteure identifizieren? Rein aus pragmatischen, aber auch aus epistemologischen Gründen müssen Grenzen gezogen werden – was jedoch nicht mit dem Symmetriegebot vereinbar ist. All das bleibt unreflektiert.

Der aktuelle Materialitätsdiskurs leidet unter zahlreichen Schwachstellen und blinden Flecken. Die hier besprochenen Publikationen sind davon nicht auszunehmen. Insgesamt lässt sich auch bei diesen ein Mangel an kritischer Auseinandersetzung feststellen. Kritik anderer Ansätze dient der Rechtfertigung der eigenen materialistischen Perspektive; diese wiederum wird affirmativ durch bestärkende theoretische Konzepte untermauert. Eine differenzierte Auseinandersetzung mit den eigenen Vorstellungen bleibt jedoch aus. Kritische Auseinandersetzungen etwa mit der ANT (z. B. in dem Sammelband: A. Pickering [Hrsg.], *Science as Practice and Culture* [Chicago 1992]) werden ebenso wenig einbezogen wie die polarisierende Debatte zwischen David Bloor, dem Begründer des Symmetrischen Ansatzes, und Bruno Latour über die Inkompatibilitäten ihres jeweiligen Symmetrie-Konzeptes (siehe z. B. D. Bloor, *Anti-Latour. Studies in History and Philosophy of Science* 30/1, 1999, 81–112; B. Latour, *For David Bloor ... and Beyond: A Reply to David Bloor's 'Anti-Latour'.* *Studies in History and Philosophy of Science* 30/1, 1999, 113–129). Beide Antagonisten ohne weitere Diskussion gemeinsam in einer Klammer als Referenz für den Symmetrischen Ansatz zu subsumieren (so etwa Ch. L. Witmore, *Symmetrical Archaeology: Excerpts of a Manifesto.* *World Archaeology* 39/4, 2007, 546–562; hier 546), ist inhaltlich irreführend und ignoriert die unüberbrückbaren Differenzen. So vermisst man auch die klare konzeptionelle Unterscheidung zwischen einer methodologischen und einer ontologischen Symmetrie (A. Preda, *The Turn to Things: Arguments for a Sociological Theory of Things.* *Sociological Quarterly* 40/2, 1999, 347–366; hier 357).

Da es sich bei all diesen Aspekten um zentrale Grundpfeiler der hier besprochenen neuen Ansätze handelt, wiegt diese Fehlstelle schwer. Alles in allem drängt sich am Ende doch der Eindruck auf, dass der hier praktizierte wissenschaftliche Diskurs mehr eine Form der Verkündung als eine inhaltliche Auseinandersetzung ist.

*Stefan Burmeister*

Museum und Park Kalkriese, Venner Straße 69, 49565 Bramsche-Kalkriese,  
Deutschland

burmeister@kalkriese-varusschlacht.de